

Mozarts religiös=sittliche Erziehung.

Bald nach dem Tode des genialen Komponisten († 5. Dezember 1791) schrieb Andreas Schachtner, Hofmusiker beim Erzbischof von Salzburg und ein besonderer Freund der Familie Mozart, an Wolfgang's Schwester einige Erinnerungen an den Heimgegangenen, in denen er auch dessen Charakter berührt: „Er war voll Feuer, seine Neigung hing jedem Gegenstand sehr leicht an; ich denke, daß er im Ermangelungsfalle einer so vorteilhaft guten Erziehung, wie er hatte, der ruchloseste Bösewicht hätte werden können, so empfänglich war er für jeden Reiz, dessen Güte oder Schädlichkeit er zu prüfen noch nicht imstande war.“ Niemals ist Mozarts seelische Veranlagung kürzer und treffender ausgesprochen worden als in diesen Worten. In der Tat: Mozarts Charakter war weich wie Wachs, und die Erziehung mußte darauf ausgehen, alle jene fern zu halten, die mit derber Hand das zarte Gebilde hätten verbiegen oder verunstalten können.

Die Vorsehung hatte Mozart einen Vater gegeben, gerade wie er ihn brauchte, einen Mann von Stahl und Erz, von ausgezeichnete[r] Weisheit und Lebenserfahrung und tiefstem religiösen Sinn und dabei von einer wahrhaft erwärmenden und beglückenden väterlichen Güte, Liebe und Aufopferung für das irdische und ewige Wohl seiner zwei Kinder, Wolferl und Nannerl. Niemand kann ohne Ergriffenheit die herrlichen Briefe lesen, die Leopold Mozart in großer Zahl geschrieben hat, und es drängt sich der Ruf auf die Lippen: Glückselig die Kinder, die einen solchen Vater haben¹.

Leopold Mozart war ein gebildeter Mann, der in seiner Vaterstadt Augsburg die niederen und in Salzburg an der Universität höhere Studien

¹ 1914 erschien bei Georg Müller in München die erste, nach modernen wissenschaftlichen Grundsätzen bearbeitete Ausgabe der Briefe Mozarts und seiner Familie in fünf starken Bänden, herausgegeben von Ludwig Schiedermair, durch die alle früheren unvollständigen, stark gekürzten und in neuzeitliche Rechtschreibung übertragenen Briefsammlungen entwertet sind. Diese neue Ausgabe habe ich meiner Arbeit zugrunde gelegt, die Schreibweise aber, dem Zwecke unserer Zeitschrift entsprechend, mäßig modernisiert.

gemacht hatte. Hier war er als Logicus eingeschrieben und gewann bald auf Grund eines Gramens eine öffentliche Auszeichnung. Bald jedoch widmete er sich ganz der Musik. Von seinen sieben Kindern waren ihm nur zwei erhalten geblieben, deren Erziehung er alle Sorgfalt widmete. Selbst das Komponieren und Erteilen von Lektionen hat er eingestellt, um ganz für seine Kinder leben zu können. Wie schnell und wie weit er sie musikalisch gefördert hat, wissen wir: die beiden Wunderkinder wurden von der ganzen europäischen Kulturwelt angestaunt.

Man könnte nun glauben, daß bei einer so intensiven Pflege der Musik und bei den ausgedehnten Virtuosenreisen die religiöse und sittliche Erziehung hätte Schaden leiden müssen. Allein Leopold Mozart verlor das eine Notwendige nie aus den Augen, ihm galt Ehre und Ruhm nie als Ersatz für sittliche Tugenden, er wurde nicht müde, seine Kinder durch Wort und Beispiel darauf hinzuweisen, daß ein in lebendigem Christentum verankertes Seelenleben das wichtigste sei. Rannerl war ein einfacher Charakter, und des Vaters Lehren fielen auf fruchtbaren Grund. Bei Wolfgang war das Erziehungswerk ungleich schwieriger, das Fundament mußte auf dem weichen Boden viel tiefer und breiter gelegt werden.

Schon die rein menschlichen, gewinnenden Eigenschaften des Vaters leuchten aus seinen Briefen hier und dort wunderbar auf, seine Bescheidenheit, sein Edelmuth, sein feiner Takt, sein gerader, aufrechter Sinn, seine Nächstenliebe und Wohlthätigkeit, besonders aber seine unvergleichliche Menschenkenntnis, die, wie er selbst sagt, die Frucht seines Lieblingsstudiums bildete. „Gott erhalte meinen prophetischen Geist“, schrieb er einmal, als eine gewisse Persönlichkeit, deren Umgang er stets gemieden, sich als ein aventurier entpuppt hatte. Nicht geringer war seine Klugheit und Lebensweisheit. Leider gelang es ihm nicht, trotz seiner unermüdlichen Mahnungen und seiner klugen Verhaltensmaßregeln, auch dem Sohne diese gerade für ihn so notwendige Kenntniss des Lebens und der Menschen beizubringen; in all diesen praktischen Dingen blieb Wolfgang zeitlebens ein naives Kind. Als dieser im Alter von 22 Jahren auf einer Kunstreise mit der Mutter in Mannheim weilte und zu sehr auf sein eigenes Planemachen vertraute, ohne sich die reifen Erfahrungen des Vaters genügend zu nütze zu machen, schrieb Leopold: „Ihr wißt und habt tausend Proben, daß mir der gütige Gott eine gesunde Vernunft gegeben, daß mir der Kopf noch immer am rechten Orte steht, und daß ich in den verwirrtesten Sachen oft einen Ausweg gefunden, und eine Menge Sachen

vorausgesehen und erraten habe: was hielt Euch denn ab, mich um Rat zu fragen und allzeit nach meinem Willen zu tun? Mein Sohn, Du hast mich mehr als Deinen aufrichtigsten Freund denn als einen scharfen Vater anzusehen."

Über all diese natürlichen Geistesgaben des Vaters, die ich hier nur kurz erwähnen wollte, erhob sich sein tief christlicher Sinn. Gott war ihm das Alpha und Omega, ohne ihn hat er nichts begonnen und nichts durchgeführt. Ihm gab er bei allen Erfolgen, und was noch weit größer ist, bei allen Mißerfolgen und schweren Schicksalsschlägen die Ehre. Wie oft kommt in seinen Briefen diese absolute Ergebung in Gottes Fügungen zum Ausdruck, und wie oft hat er sie in rührendster Weise erprobt! „Sie wissen schon“, schrieb er an seinen Salzburger Freund, den Kaufmann Lorenz Hagenauer, „ich bleibe bei meinem alten Spruch: In te, Domine, speravi, fiat voluntas tua!“ „Wenn Gott nicht will“, schrieb er ein andermal an denselben, „so will ich auch nicht.“ Die wunderbaren Talente seines Sohnes hielt er für Gottes Geschenk und ward nicht müde, auch seinem Sohn diesen Gedanken tief ins Herz zu prägen. Nicht eitle Ruhmgier war deshalb der Grund, warum er seinen Sohn schon so frühzeitig in die große, weite Welt einführte, sondern er wollte zur Ehre seines Fürsten und seines Vaterlandes „der Welt ein Wunder verkünden, welches Gott in Salzburg hat geboren werden lassen. Ich bin diese Handlung dem allmächtigen Gott schuldig, sonst wäre ich die undankbarste Kreatur; und wenn ich jemals schuldig bin, die Welt dieses Wunders halben zu überzeugen, so ist es eben jetzt, da man alles, was nur ein Wunder heißt, lächerlich macht und allen Wundern widerspricht. Man muß sie demnach überzeugen. Und war es nicht eine große Freude und ein großer Sieg, da ich einen Voltairianer mit einem Erstaunen zu mir sagen hörte: ‚Nun habe ich einmal in meinem Leben ein Wunder gesehen, das ist das erste.‘ Weil nun aber dieses Wunder zu sichtbarlich und folglich nicht zu widersprechen ist, so will man es unterdrücken. Man will Gott die Ehre nicht geben. Man denkt, es kommt noch auf einige Jahre an, alsdann verfällt es ins Natürliche und hört auf, ein Wunder zu sein.“ Als man in Salzburg seine Rückreise wünschte, schrieb er: „Bitte, man wolle mich nur machen, und dasjenige, was ich mit Gott angefangen habe, mit dessen Hilfe ausmachen lassen. . . . Gott verläßt keinen ehrlichen Deutschen“, und einige Monate später: „Wir haben uns jederzeit dem göttlichen Willen überlassen und schon, ehe wir

von Salzburg abgereist sind, so haben wir Gott inständig gebeten, unsere vorhabende Reise zu verhindern oder zu segnen.“

Auch bei den mancherlei schweren Krankheiten der Kinder und beim Tode der Gemahlin, die zu Paris in den Armen Wolfgang's starb, wurde Vater Leopold nicht einen Augenblick an seinen erhabenen Grundsätzen irre. Es hänge von der Gnade Gottes ab, meinte er, ob er dieses Wunder, seinen Wolfgang, erhalten oder zu sich nehmen wolle. Über die schwere Krankheit des Nannerl berichtete er aus Holland an Kaufmann Hagenauer: „Mein armes Kind sah einesteils die Gefahr selbst ein und empfand ihre Schwäche. Ich bereitete sie zur Resignation in den göttlichen Willen; sie empfing nicht nur das heilige Abendmahl, sondern der Geistliche fand sie in so schlechten Umständen, daß er ihr auch das heilige Sakrament der Ölung gab. . . . Sollte jemand unsere Unterredung, die wir drei, meine Frau, ich und meine Tochter, manchen Abend zusammen hatten, und wo wir dieselbe von der Eitelkeit der Welt, von dem glückseligen Tod der Kinder überzeugt, gehört haben, der würde ohne nasse Augen es nicht angehört haben. . . . Nun kommt es darauf an, ob ihr Gott die Gnade gibt, daß sie wieder zu ihren Kräften gelangt, oder ob ein anderer Zufall dazu kommt, der sie in die Ewigkeit schickt. Wir haben uns jederzeit dem göttlichen Willen überlassen. . . . Stirbt meine Tochter, so stirbt sie glückselig. Schenkt ihr Gott das Leben, so bitten wir ihn, daß er ihr seinerzeit einen ebenso unschuldigen seligen Tod verleihen möge, als sie jetzt nehmen würde. Ich hoffe das letztere, indem, da sie sehr schlecht war, am nämlichen Sonntage ich mit dem Evangelium sagte: Domine, descende, Komm, Herr! bevor meine Tochter stirbt. Und diesen Sonntag hieß es: Die Tochter schlief; dein Glaube hat dir geholfen. Suchen Sie nur im Evangelium, Sie werden es schon finden.“

Als Wolfgang mit der Mutter 1777 die Reise nach Mannheim-Paris angetreten hatte, wußte der Vater in seinem ersten Brief ganz meisterhaft die Stimmung der Öde und Leere zu schildern, die ihr Abschied bei ihm und der Tochter zurückgelassen hatte. In dem Taumel habe er ganz vergessen, seinem Sohn den väterlichen Segen zu geben. „Ich lief ans Fenster und gab ihn euch beiden nach.“ Täglich bete er auch den Rosenkranz für sie. Hätte er eine Ahnung gehabt, daß dieser Abschied einen Abschied von seiner Gemahlin fürs Leben bedeutete! Nach zehn Monaten war diese gestorben, gestorben zu Paris, fern von der Heimat, ohne daß der Vater irgendwie darauf vorbereitet war. Wolfgang konnte sich denn auch

nicht entschließen, dem Vater diese niederschmetternde Nachricht direkt mitzutheilen; er wandte sich an Abbé Bullinger, den besten und treuesten Hausfreund der Familie Mozart, mit der Bitte, dem Vater schonend die Wahrheit beizubringen. Er selbst schrieb dem Vater nur von der sehr schweren und sehr bedenklichen Erkrankung der Mutter. Allein der Vater war viel zu klug und erfahren, um sich täuschen zu lassen. „Wir weinten zusammen, daß wir kaum den Brief lesen konnten“, so schrieb er zurück, „— und Deine Schwester! — Großer, barmherziger Gott! Dein allerheiligster Wille geschehe! Mein lieber Sohn! Bei aller meiner immer möglichen Ergebung in Gottes Willen wirst Du es doch ganz menschlich und natürlich finden, daß ich durch Weinen fast gehindert werde, zu schreiben. . . . Du bemühest dich zu sehr, mich zu trösten; das tut man nicht gar so eifrig, wenn man nicht durch den Verlust aller menschlichen Hoffnung oder durch den Fall selbst dazu ganz natürlich angetrieben wird. Nun gehe ich zum Mittagessen, ich werde aber Appetit haben. . . . Dieses schreibe ich um halb 4 Uhr nachmittag. Ich weiß nun, daß meine liebe Frau im Himmel ist. (Bullinger hatte unterdessen seinen schweren Auftrag ausgerichtet.) Ich schreibe es mit weinenden Augen, aber mit gänzlicher Ergebung in Gottes Willen. . . . Wegen meiner kannst Du ruhig sein, ich werde als ein Mann handeln. . . . Daß es unbegreiflich empfindlich ist, wenn der Tod eine gute, glückselige Ehe zerreißt, das muß man erfahren, um es zu wissen. . . . Großer Gott! Das Grab meines lieben Weibes muß ich in Paris suchen!“

Man könnte versucht sein, in einer so vollendeten Hingabe an Gottes Schickungen einen gewissen Charaktermangel, eine zu stark ausgeprägte Passivität zu sehen. Allein Leopold Mozart war von der Wahrheit gänzlich durchdrungen, daß der Mensch zwar auf Gott vertrauen soll, als ob alles von ihm abhinge, daß er aber anderseits so arbeiten müsse, als ob die menschliche Tätigkeit eins und alles sei. Als ihm sein Sohn, der in der That stark zu dieser Passivität neigte, einmal schrieb, daß alle Spekulationen überflüssig seien, da wir doch nicht wissen könnten, was geschehe, antwortete er sehr ernst: „Das ist in der That ohne alle Überlegung in den Tag hineingebacht und gewiß unbesonnen hingeschrieben. Daß alles nach Gottes Willen gehen muß, wird kein vernünftiger Mensch, will nicht sagen Christ, leugnen. Folgt aber daraus, daß wir blind dahin handeln und für alles unbesorgt leben, keine Anstalten treffen und nur abwarten sollen, bis etwas oben von sich selbst zum Dache hereinfliegt? Verlangt

nicht Gott selbst und die vernünftige Welt von uns, daß wir bei allen unseren Handlungen die Folgen und das Ende nach unseren menschlichen Vernunftkräften zu überlegen, und soviel uns möglich, vorauszusehen uns bemühen sollen? . . . Mit einem Wort! Es sind keine überflüssigen Spekulationen, wenn man etwas vorhat und sich zwei bis drei Pläne darüber formiert und die dazu nötigen Veranstaltungen vorausmacht, um, wenn eines nicht geht, ohne Verhinderung das andere ergreifen zu können. Wer anders handelt, ist ein unverständiger oder leichtsinniger Mensch, der sonderheitlich bei der heutigen Welt bei aller der größten Geschicklichkeit immer zurückbleiben, ja unglücklich sein wird, da er überdies von Schmeichlern, Maulfreunden und Neidern beständig wird hintergangen werden. Merke es Dir wohl, mein Sohn, ein einziger Mensch unter tausend, der nicht aus Eigennutz Dein wahrer Freund ist, ist eines der größten Wunder dieser Welt.“ Vor wie vielen Enttäuschungen wäre Wolfgang bewahrt geblieben, wenn es ihm je gelungen wäre, die Tragweite dieser Grundsätze zu erfassen!

Diese Gottesfurcht Leopold Mozarts war fest gebunden und aufs innigste verknüpft mit seinem katholischen Glaubensbewußtsein. Spuren davon sind uns ja bereits begegnet. Am 23. Oktober 1777 sandte er seinem Sohn folgenden Namensstagsglückwunsch: „Aber was kann ich Dir jetzt wünschen, was ich Dir nicht immer wünsche? . . . Ich wünsche Dir die Gnade Gottes, die Dich allerorten begleite, die Dich niemals verlassen wolle und niemals verlassen wird, wenn Du die Schuldigkeit eines wahren katholischen Christen auszuüben beflissen bist. Du kennst mich. — Ich bin kein Pedant, kein Betbruder, noch weniger ein Scheinheiliger: allein Deinem Vater wirst Du wohl eine Bitte nicht abschlagen? — Diese ist: daß Du für Deine Seele besorgt sein wollest, daß Du Deinem Vater keine Beängstigung in der Todesstunde verursachst, damit er in jenem schweren Augenblick sich keinen Vorwurf machen darf, als hätte er in der Sorge für Dein Seelenheil etwas vernachlässigt. . . .“

Sein Eifer für den katholischen Glauben ging sogar so weit, daß er Belehrungsversuche machte. So schrieb er im Jahre 1764 an Hagenauer aus Chelsea bei London: „Der obbemeldete Sipruntini ist ein großer Virtuos auf dem Violoncello, er ist eines holländischen Juden Sohn. Er fand den jüdischen Glauben und ihre Zeremonien und Gebote, nachdem er Italien und Spanien durchgereist, lächerlich: er hat solchen Glauben demnach verlassen; doch weiß ich noch nicht, ob er sich taufen läßt, und da ich nächstens von Glaubenssachen mit ihm sprach, so fand ich aus allen seinen Reden, daß er sich dermalen

begnügt, einen Gott zu glauben, diesen bevörderst, dann seinen Nebenmenschen wie sich selbst zu lieben und als ein ehrlicher Mann zu leben. Ich gab mir Mühe, ihm Begriffe von unserem Glauben beizubringen, und ich brachte es so weit, daß er nun mit mir eins ist, daß unter allen christlichen Glauben der katholische der beste ist. Ich werde mit nächstem wieder eine Attaque machen, denn man muß ganz gelinde darein gehen. Geduld! Vielleicht werde ich noch Missionarius in Engelland.“ Nicht ganz zwei Jahre später schrieb er an denselben aus Paris: „Wir haben einen Salzburger in Amsterdam angetroffen, welcher wegen gewisser Umstände kalvinisch geworden ist. Ich wünschte nichts mehreres, als ihn auf einen besseren Weg zu bringen. Ich gab mir alle Mühe. Das zog mich wieder nach Amsterdam. Das hielt mich länger in Holland auf.“

Irgendwelchen intoleranten Eifer können wir bei Leopolds Charakter nicht annehmen. Er schätzte das Gute an den Menschen, wo er es fand. So berichtet er aus Paris von zwei Reisegefährten, „die alles haben, was ein ehrlicher Mensch auf dieser Welt haben soll. Und wenn sie gleich beide Lutheraner sind, so sind sie doch ganz andere Lutheraner, an denen ich mich oft sehr erbaut habe.“ Sein Taktgefühl in dieser Hinsicht zeigt der Brief an den Sohn, wo er ihm die üblichen Benennungen Andersgläubiger mitteilt. „Du wirst wissen, daß man die Lutheraner Evangelische nennen muß, denn sie wollen nicht Lutheraner genannt werden so sagt man auch eine evangelische Kirche und nicht lutherische Kirche. Wie die Calvinisten Protestanten wollen genannt werden und nicht Calvinisten. Das fiel mir eben bei, Dir zur Nachricht zu sagen, man könnte oft mit einem unruhigen Menschen wegen einem einzigen solchen Wort in Verdrießlichkeiten kommen; obwohl sich Vernünftige nicht darüber aufhalten.“

In der praktischen Ausübung seiner kirchlichen Pflichten ging Leopold Mozart weit über das Gebotene hinaus. Auch auf Reisen ließ er sich lieber eine Unbequemlichkeit gefallen, als daß er die heilige Messe versäumen wollte. Und wie oft kehrt in seinen Briefen die Bestellung heiliger Messen wieder! Für seine treu kirchliche Gesinnung sehr bezeichnend ist ein Brief aus Holland an Lorenz Hagenauer nach der Krankheit seiner Tochter. Nachdem er wieder eine Reihe heiliger Messen bestellt hatte, fügt er bei: „Nun hat mein Mädl auch an die fromme Crescentia¹ gedacht und auch ihr zu Ehren eine heilige Messe wollen lesen lassen. Allein, da wir noch nicht dergleichen zu tun befugt sind, bevor unsere Kirche in betreff dieser frommen Person etwas decidiert hat, so lasse ich dero Frau Liebsten über, mit etlichen Patribus Franziskanern ein Konsistorium darüber zu halten und die Sache so einzurichten, daß meine Tochter zufrieden gestellt, die Sakungen Gottes und unserer Kirche aber nicht beleidigt werden.“ Niemand wird es bei solchen Gesinnungen wunder nehmen, daß ihm jede

¹ Crescentia Höß von Kaufbeuren † 1744, selig gesprochen 1900.

Art von Unehrbietigkeit beim Gottesdienste in der Seele verhaßt war. So schrieb er an seine Frau aus Mailand: „Du mußt Dir nicht einbilden, daß ich Dir eine Beschreibung der hiesigen Andachten machen werde; ich könnte es für Argerniß nicht tun: Alles besteht in der Musik und im Kirchenaufputz, das Ubrige ist alles die abscheulichste Ausgelassenheit.“

Die heiligen Sakramente empfang Leopold Mozart oft und gerne und bestand auch bei seinem Sohne darauf. In einem Bericht aus Bologna vom 25. August 1770 sagt er z. B.: „... so haben wir heute in der Pfarrkirche unsere Andacht verrichtet . . . allda gebeichtet und kommuniziert, dann den Kreuzweg miteinander gemacht und sodann miteinander in das nur 200 Schritte entfernte Schloß zurückgekehrt, wo er (sc. ein Dominikanerpater) alsdann gegen 12 Uhr für die Herrschaft die heilige Messe und gewöhnlichen Rosenkranz gehalten. Du kannst inzwischen in Salzburg ein paar schön vergoldete Scheine für uns machen lassen, denn wir kommen sicher als Heilige nach Hause.“ „Darf ich wohl fragen“, schrieb er sieben Jahre später, als Wolfgang mit der Mutter in Mannheim weilte, „ob Wolfgang nicht auf das Beichten vergessen hat? . . . Gott geht vor allem! Von ihm müssen wir unser zeitliches Glück erwarten und für das ewige immer Sorge tragen. Junge Leute hören dergleichen Sachen nicht gern, ich weiß es, ich war auch jung; allein Gott sei Dank gesagt, ich kam doch bei all meinen jugendlichen Narrenspößen immer wieder zu mir selbst, floh alle Gefahren meiner Seele und hatte immer Gott und meine Ehre und die Folgen, die gefährlichen Folgen vor Augen.“ Es handelte sich dabei nicht etwa um die Osterbeicht, denn der Brief war im Dezember geschrieben. Wolfgang war wirklich etwas verdrießlich über diese Mahnung, aber die Mutter konnte berichten, daß sie am Tage der Unbefleckten Empfängnis gebeichtet hätten. Als einmal nach dem Tode der Mutter der gewohnte Brief von Wolfgang nicht eintraf, kam der Vater in große Sorge um den Sohn: „Ich erwarte mit Begierde einen Brief — und doch zittere ich und wir alle vor dem Briefträger, weil ich mich vor einer erschrecklichen Nachricht fürchte. So oft Bullinger eintritt, betrachte ich seine Gesichtszüge mit der größten Aufmerksamkeit, ob er nicht etwa mein Todesurteil in Händen hat. Ich hatte vier schlaflose Nächte; — die Nächte sind gar schwer, sehr schwer, mein Sohn . . . ich beichtete und kommunizierte samt Deiner Schwester allsogleich und bat Gott inständig um Deine Erhaltung. Der beste Bullinger betet täglich in der heiligen Messe für Dich.“

Nicht minder streng hielt Vater Mozart auf die Beobachtung des Fastengebotes, auch auf der Reise trotz größter Unbequemlichkeit. „Es ist mir nur leid“, schrieb er an die Gemahlin auf der Rückreise von Venedig am 1. März 1771, „daß wir nichts als betrübte Fasttage auf unserer Reise haben werden.“ Aus Schwetzingen berichtet er an Hagenauer, daß man dort nur sehr schwer Fastenspeisen bekomme und diese in schlechter Zubereitung; alles esse (er gebraucht hier einen derberen Ausdruck) Fleisch. „Und wer weiß, was sie uns gegeben haben. Basta! Wir haben keine Schuld!“ Über mailändische Mißbräuche schreibt er am Vorabend von Aschermittwoch 1770: „Hier ist man morgen oder Donnerstags noch Fleisch. . . . Dies ist nach der ambrosianischen Kirchenordnung, und so lebt die Stadt. In den Klöstern aber hält man die römischen Gebräuche und fängt die Fasten am Aschermittwoch an. Es laufen aber am Aschermittwoch und Donnerstag alle Geistlichen aus den Klöstern zu ihren Bekannten in der Stadt und laden sich zum Fleischessen ein. Wie gefällt es? O, mit der Zeit werde ich Dir hundert dergleichen schöne Sachen erzählen, die gar nicht außerbaulich, sondern höchst ärgerlich sind.“

Der Briefwechsel ist ferner voll von Aufforderungen zum Beten. Daß der Vater während der fast einjährigen Kunstreise seines Sohnes täglich den Rosenkranz betete, ist bereits erwähnt. Er unterließ ihn auch nicht, wenn es noch so spät abends geworden war und das Mannerl bereits schläfrige Augen hatte. Wiederholt wies er Wolfgang auf den Gebrauch des großen, lateinischen Gebetbuches hin, das er ihm auf die Reise mitgegeben hatte. Es seien dort alle Psalmen und andere Kirchentexte sowie Morgen-, Abend-, Beicht- und Kommuniongebete enthalten. Da die lateinischen Psalmen schwer zu verstehen seien, rät er ihm, sich in Mannheim eine deutsche Übersetzung zu kaufen.

Noch in manchen andern kleinen Zügen zeigt sich die katholische Tradition in der Familie Mozart. Aus Italien brachte er verschiedene Reliquien und eine Kreuzpartikel mit, in Genazzano besuchte und verehrte er das wundertätige Bild Mariä vom guten Rat, und aus Schwetzingen berichtet er in dem bereits erwähnten Brief: „Wertwürdig ist, daß wir von Wasserburg aus bis jetzt kein Weihbrunnkrügl mehr in unserem Zimmer hatten. Denn, wenn die Örter gleich katholisch sind, so bleiben derlei Sachen doch schon weg, weil viele lutherische Fremde auch durchreisen, und folglich sind die Zimmer schon so eingerichtet, daß alle Religionen darin wohnen können. Man sieht auch in Schlafgemächern selten

etwas anderes als ein paar Landschaften oder das Porträt eines alten Kaisers, gar selten ein Kreuzfig.“ Aus folgendem Satz, den er an seine Frau aus Bologna schreibt, wird man unschwer herauslesen können, daß Mozart schon damals an die päpstliche Unfehlbarkeit glaubte. Es handelt sich um die Synopsis sententiarum, welche die Universität in Wien zusammengestellt hatte: „Viele Sachen werden dem römischen Hof nicht sonderheitlich gefallen, sonderheitlich, da sie festsetzen, daß das Konzilium mehr als der Papst ist, das ist so viel, als daß der Papst nicht unfehlbar ist.“

Bei dieser ausgesprochen katholischen Gesinnung bewahrte jedoch Leopold Mozart stets sein nüchternes Urtheil. Er gehörte nicht zur Sorte der Leichtgläubigen. Als einmal die Jungfer Sandl unter Symptomen erkrankte, die man für Bessessenheit hätte halten können, schickte er nach dem Arzt; eine Geisterhistorie aus dem Barisanischen Hause, die ihm mitgeteilt wurde, hielt er für hysterische Verblendung. Sehr scharf geißelt er den Aberglauben, den er in Italien gefunden hatte: „Hundert schöne Sachen machen mir meine Abreise aus Neapel traurig; die Unflätereie, die Menge der Bettler, das abscheuliche Volk, ja das gottlose Volk, die schlechte Erziehung der Kinder, die unglaubliche Ausgelassenheit sogar in den Kirchen macht, daß man auch das Gute mit ruhigerem Gemüthe verläßt, . . . den erschrecklichen Aberglauben und die Menge der gottlosesten Abgöttereie könnte ich Dir in Kürze nicht beschreiben. . . . Auch Leute von Distinktion sind voll des Aberglaubens. Ich werde Dir genug zu erzählen wissen. Und es ist gar nichts Kleines, wenn Du hörst, daß jemand zu Gott ruft: Gott wolle den hl. Januarius bitten, daß er dem Menschen in diesem oder jenem Zufall helfen solle.“ Nur in Bezug auf die Wirkung geheimer Naturkräfte scheint die Familie den Glauben der Zeit geteilt zu haben. „Hier sind die Pillulen“, schreibt er an den Sohn, „davon werden NB. einen Tag, nachdem der Mond angefangen hat abzunehmen, morgens fünf genommen.“ Und der Sohn macht ihm gar zur Vinderung seiner Schwindelanfälle folgenden Vorschlag: „Nehmen Sie Wagenschmier in ein Papierl eingewickelt und tragen Sie es auf der Brust — und nehmen Sie auch das Kaiserbeinl von einem Kalbschlegel und für einen Kreuzer Schwindlwurzel in einem Papier, und tragen Sie es bei sich im Saß.“ Wolfgang mochte seinen Vater vielleicht doch zu gut gekannt haben, um bei ihm irgendein Vertrauen in so abenteuerliche Mittel voraussetzen zu dürfen, denn im nächsten Brief kommt er nochmals darauf zurück: „Ich habe Ihnen in meinem letzten Schreiben zweierlei Mittel für den Schwindel vorgeschlagen, die, wenn sie Ihnen nicht bekannt sind, Ihnen vielleicht nicht tauglich vorkommen werden. — Man hat mich aber versichert, daß sie gewiß guten Erfolg bringen würden.“

Otto Jahn schrieb in seiner monumentalen Mozaribiographie über Vater Leopold den Satz: „Ungeachtet seiner Frömmigkeit spricht er die tiefste Verachtung und den bittersten Spott gegen Pfaffentum und Pfaffenwirtschaft aus —

er hatte Gelegenheit, beides in der Nähe kennen zu lernen.“ Es ist wahr: Leopold Mozart unterschied, wie jeder Vernünftige, bei dem Priester das übernatürliche Vermittlungsamt von dem Menschen. Und er hatte in seiner so verlotterten Zeit Gelegenheit genug, höchst unerbauliche Beispiele geistlichen Stolzes und schlechter Sitten kennen zu lernen, und bei seiner offenen, geraden Natur hielt er auch mit seiner Meinung nicht zurück. So schreibt er aus Rom an seine Gemahlin: „Du kannst Dir den Hochmut der hiesigen Abbate unmöglich vorstellen. Jeder, der nur das Mindeste bei einem Cardinal zu tun hat, glaubt sich so gut als der Cardinal selbst zu sein.“ Aus Paris berichtet er an Frau Hagenauer: „Gingegen laufen die Geistlichen hier einzeln auf der Gasse herum, nehmen die Kutten bis unter die Achseln hinauf, setzen den Hut nach der Seite und unterscheiden sich gar nichts von einem weltlichen Gassentreter.“ Und an Wolfgang schreibt er: „Die Prälaten in Augsburg waren alle, die ich als junger Mensch kannte, alle solche Schrollen und werden es noch sein: A bove maggiore discit arare minor (arare heißt das Feld pflügen).“

Trotzdem bleibt die Behauptung Jahns, so allgemein ausgesprochen, unzutreffend. Weitauß der beste und treueste Hausfreund der Mozartschen Familie war der Geistliche Bullinger, dessen Namen etwa 120mal, stets mit Ehren genannt, im Briefwechsel vorkommt. Freundschaftlich war ferner der Verkehr mit den Patres im Kloster Seeon. Als ein Sohn Hagenauers Benediktiner wurde, schrieb der Vater aus London: „Ich und die Meinen wünschen Ihnen und dero Frau Gemahlin Million Glück zu der angetretenen Standesveränderung des Herrn Sohnes Cajetan. . . Er hat also das Ordenskleid an dem nämlichen Tage angelegt, und sich ins Novitiat begeben, an welchem ich vor etwa 17 Jahren in den Orden der gesägten Hosen getreten und zu Aigen mit meiner Frau Profession gemacht habe.“ Das sich immer mehr verdüsternde Schicksal der Gesellschaft Jesu verfolgte der Vater bis nach ihrer Aufhebung mit warmer Sympathie. Schon 1764 schrieb er aus Paris, daß der dortige Erzbischof in die Verbannung verwiesen worden sei, weil er gegen das Parlament zugunsten der Jesuiten geschrieben habe, und fügt bei: „Der weltliche Arm ist hier ein bißchen gar zu groß.“ 1770 schreibt er aus Bologna: „Man hört hier und in Rom neuerdings große Bewegungen, die dahin zielen, die Religion der Jesuiten aufzuheben. Das Haus Bourbon will sich gar nicht befänstigen lassen, und sowohl Spanien als Frankreich dringen beim Papste noch immer heftigst darauf.“ Als 1773 der Orden wirklich aufgehoben wurde, schrieb er von Wien aus an seine Gemahlin einen langen Brief, der mit den Worten beginnt: „Nun ist's mit den armen Jesuiten geschehen!“ Er berichtet dann, wie das Publikum betrübt sei, und wie selbst gute katholische Christen der Meinung wären, daß ihnen Seine päpstliche Heiligkeit außer in Glaubenssachen nichts zu befehlen habe. (!) Immer wieder kommt er in den nächsten Briefen darauf zurück und sah bei seiner Weltkenntnis auch gleich voraus, was kommen würde: die Millionen, die man von den Jesuiten erhielt, würden den Appetit nach den Einkünften anderer Klöster reizen. Vielleicht war der Grund, warum Leo-

pold so ausführlich über die Jesuiten berichtete, das Interesse an den Ereignissen, das er bei seinen beiden Hausfreunden Bullinger und dem eingangs erwähnten Andreas Schachtner voraussetzen durfte. Bullinger hatte seine Bildung im Münchener Jesuitenkolleg erhalten, Schachtner in Ingolstadt. Letzterer hatte auch lebhaftes literarisches Interesse und hatte unter anderem ein Jesuitendrama, P. Franz Neumayrs „Der hl. Augustin in seiner Bekümmung“, ins Deutsche übersetzt.

So fromm Leopold Mozart war, so sehr war dem aufrichtigen, ehrlichen Mann die Bettschweferei verhaßt. So schreibt er an seine Tochter, allerdings zu einer Zeit, wo Wolfgang wie auch die Tochter selbst bereits verheiratet waren, und er selbst etwas von josephinisch-radikalen Ideen, die wir uns natürlich nicht zu eigen machen können, angesteckt war: „Da sieht man, was Eure Bettschweferei für ein schauerlicher Unterschied vom wahren Christentum ist. Es ist doch immer gut, wenn man die Weiberklöster aufhebt. Es ist weder wahrer Beruf, weder übernatürlicher Zug, geistlicher, wahrer Eifer, noch echte Schule der wahren Andacht und Abtötung der Leidenschaften darinnen, sondern nichts als Zwang, Gleisnerei, Verstellung, Scheinheiligkeit und unendlich viel Kinderei und am Ende verfluchte Bosheit.“ Zwei Monate später kommt er nochmals darauf zurück. Er habe es „allzeit untrüglich wahr gefunden, daß die Bettschweferei das unfehlbare Zeichen vieler moralischer Fehler sei, die boschafte Menschen durch ihre Scheinheiligkeit bedecken wollen“.

Der tiefsten religiösen Gesinnung, die Leopold Mozart nie in seinem Leben verleugnete, entsprach eine ebenso tiefe Auffassung der sittlichen Pflichten. Immer wieder wies er darauf hin, daß er Gott Rechenschaft für die Seelen seiner Kinder schulde. Als er einmal bei einem Aufenthalt in München seine Tochter zu sich kommen lassen wollte, schrieb er an seine Frau: „Wegen der Mannerl habe ich noch keinen Ort, der anständig wäre, aufbringen können, denn in diesem Punkt ist hier in München sehr große Behutsamkeit nötig.“ Und als einmal der Leibkammerdiener und Truchseß des Fürsten bei der Tochter Bekanntschaft suchen wollte, berichtete er darüber an Wolfgang: „Einmal überfiel er uns; von derselben Zeit an aber waren wir niemals mehr zu Hause. Und endlich, da er sich über seine Liebe gegen unsere Dienstmagd Trefel öfters herausließ, befahl ich ihr zu sagen, daß es uns, wenn er einmal verheiratet wäre, eine Ehre sein würde, ihn und seine Frau bei uns zu sehen, solange er aber Witwer wäre, müßte ich mir seine Besuche verbitten, indem meine Tochter nicht der Stoff einer Stadtgeschichte sein wolle.“

Den Charakter seines Sohnes Wolfgang hat er in seinen Briefen wiederholt so geschildert, daß wir seine intuitive Menschenkenntnis nur bewundern können. Oft und oft hielt er ihm seine Fehler vor und bat ihn, doch sich selbst kennenzulernen und nicht blind in den Tag

hineinzuleben. Er wußte recht gut, daß Wolffgangs kritiklose Vertrauensseligkeit die Hauptgefahr bildete, und wurde nicht müde, ihn vor falschen Freunden und Schmeichlern zu warnen. „Die Erfahrung, die Du mit Schaden erst machen wirst, hat mich genug überzeugt, daß es keinen wahren Freund — im äußersten Grade genommen — gibt, als einen Vater. Selbst die Kinder sind es nicht in dem nämlichen Grade gegen ihre Eltern. . . . Gott hat auch dessentwegen den Kindern das Gebot, ihre Eltern zu ehren, und Strafe sogar beizufügen für notwendig befunden, da er den Eltern ein Gebot beizusetzen nicht nötig fand.“ Er behütete ihn auch, solange er mit ihm reiste, wie seinen Augapfel, und noch dem 22jährigen gab er seine Mutter als Begleiterin mit. Diese konnte freilich die starke Hand des Vaters nicht ersetzen, bei all ihrer Frömmigkeit war sie viel zu nachgiebig. Das wußte Leopold, und darum wollte er auch bei dieser Reise stets die Zügel in der Hand behalten, drang auf häufige, die Verhältnisse genau schildernde Berichte, um in verwickelten Lagen gleich helfend mit seiner Erfahrung und mit seinem weisen Rat eingreifen zu können. „Das mag Dir als Regel dienen“, schrieb er, „mehr mit erwachsenen Personen frei und natürlich umzugehen, als mit solchen ungezogenen, unzeitigen Buben, die mit nichts groß tun können, als daß ihr Vater Stadtpfleger ist. Gegen solche Burschen muß man sich immer zurückhalten und ihrem Umgang, folglich ihrer Vertraulichkeit mit allem Fleiß ausweichen.“ Dann etwas später, nachdem er ihm gezeigt, daß er seit der Kindheit seinen ganzen Charakter geändert habe: „Jetzt aber bist Du, wie mir scheint, zu voreilig, jedem in spakhafem Ton auf die erste Herausforderung zu antworten, und das ist dann der erste Schritt zur Familiarität, die man bei dieser Welt nicht viel suchen muß, wenn man seinen Respekt erhalten will. Wenn man ein gutes Herz hat, so ist man freilich frei und natürlich sich herauszulassen gewohnt, allein das ist gefehlt. Und eben Dein gutes Herz ist es, welches macht, daß Du an einem Menschen, der Dich wacker lobt, der Dich hochschätzt und bis in den Himmel erhebt, keinen Fehler mehr siehst, ihm alle Deine Vertraulichkeit und Liebe schenkst, wo Du als Knabe die übertriebene Bescheidenheit hattest, gar zu weinen, wenn man Dich zu sehr lobte. Die größte Kunst ist, sich selbst kennen zu lernen, und dann, mein lieber Sohn, mache es wie ich, und studiere andere Leute recht kennen zu lernen. Du weißt, daß dies immer mein Studium war, und es ist gewiß ein schönes, nützliches, ja notwendiges Studium.“

In Mannheim hatte sich Wolfgang in Mofia Weber, die Schwester seiner späteren Gemahlin Constanze, verliebt und plante, obwohl selbst auf Zuschüsse des ohnehin bedrängten Vaters angewiesen, in seinem unpraktischen, unüberlegten Sinn eine Kunstreise mit der verarmten Familie Weber nach Italien. — Darauf der Vater:

„Deinen Brief vom 4. habe ich mit Verwunderung und Schrecken durchgelesen. Ich fange auch an, ihn heute den 11. zu beantworten, indem ich die ganze Nacht nicht habe schlafen können, und so matt bin, daß ich ganz langsam Wort für Wort schreiben und ihn nach und nach bis morgen zu Ende bringen muß. Ich war, Gottlob, jetzt immer wohl auf: allein dieser Brief, an dem ich meinen Sohn an nichts anderem mehr erkenne, als an dem Fehler, daß er allen Leuten auf das erste Wort glaubt, sein zu gutes Herz durch Schmeicheleien und gute schöne Worte jedermann bloßstellt, sich von jedem auf alle ihm gemachten Vorstellungen nach Belieben hin und her lenken läßt, und durch Einfälle und grundlose, nicht genug überlegte, in der Einbildung tunliche Aussichten sich dahin bringen läßt, dem Nutzen fremder Leute seinen eigenen Ruhm und Nutzen und sogar den Nutzen und die seinen alten, ehrlichen Eltern schuldige Hilfe aufzuopfern: dieser Brief hat mich um so mehr niedergeschlagen, als ich mir vernünftige Hoffnung machte, daß Dich einige Dir schon begegnete Umstände und meine hier mündlich und Dir schriftlich gemachten Erinnerungen hätten überzeugen sollen, daß man, um sein Glück sowohl als auch sein auch nur gemeines Fortkommen in der Welt zu suchen, und unter der so verschiedenen Art guter, böser, glücklicher und unglücklicher Menschen endlich das gesuchte Ziel zu erreichen, sein gutes Herz mit größter Zurückhaltung verwahren, nichts ohne die größte Überlegung unternehmen und sich von enthusiastischer Einbildung und ungefähr blinden Einfällen niemals hinreißen lassen mußte. Ich bitte Dich, mein lieber Sohn, lies diesen Brief mit Bedacht, nimm Dir die Zeit, solchen mit Überlegung zu lesen. Großer, gütiger Gott, die für mich vergnügten Augenblicke sind vorbei, wo Du als Kind und Knabe nicht schlafen gingst, ohne, auf dem Sessel stehend, mir das oragnia figatava vorzusingen, mich öfters und am Ende das Nasenpißl zu küssen, und mir zu sagen, daß, wenn ich alt sein werde, Du mich in einer Kapsel, wo ein Glas davor, vor aller Luft bewahren wollest, um mich immer bei Dir und in Ehren zu halten. Höre mich demnach mit Geduld! Unsere Salzburger Bedrückungen sind Dir vollkommen bekannt, Du weißt mein schlechtes Auskommen, und endlich, warum ich Dir mein Versprechen gehalten, Dich weiter gehen zu lassen, und alle meine Drangsale. Die Absicht Deiner Reise waren zwei Ursachen: einen beständigen guten Dienst zu suchen, oder, wenn dies mißlingt, sich an einen großen Platz zu begeben, wo große Verdienste sind. Beides ging auf die Absicht, Deinen Eltern beizustehen, und Deiner lieben Schwester fortzuhelfen, vor allem aber, Dir Ruhm und Ehre in der Welt zu machen. . . . Das bist Du Deinem von dem gütigsten Gott erhaltenen außerordentlichen Talente schuldig, und es kommt nur auf Deine

Bernunft und Lebensart an, ob Du als ein gemeiner Tonkünstler, auf den die ganze Welt vergißt, oder als ein berühmter Kapellmeister, von dem die Nachwelt auch noch in Büchern liest, ob Du von einem Weibsbild etwa eingeschläfert mit einer Stube voll notleidender Kinder auf einem Strohsack, oder nach einem christlich hingebachten Leben mit Vergnügen, Ehre und Nachruhm, mit allem für Deine Familie wohlversehen, bei aller Welt in Ansehen sterben willst. . . . Dein Vorschlag (ich kann kaum schreiben, wenn ich daran denke), der Vorschlag, mit Herrn Weber und NB. zwei Töchtern herumzureisen, hätte mich beinahe um meine Bernunft gebracht. Liebster Sohn! Wie kannst Du Dich doch von so einem abscheulichen, Dir zugetragenen Gedanken auch nur auf eine Stunde einnehmen lassen. Dein Brief ist nichts anders als ein Roman geschrieben. . . . Fort mit Dir nach Paris! Und das bald, setze Dich großen Leuten an die Seite — Aut Caesar, aut nihil.“

Der Vater wußte natürlich recht gut, daß Paris ein schlüpfriger Boden sei, und mochte auch die Mutter dabei sein, so konnte er seine Besorgnisse nicht verhehlen. „Du siehst unter anderem“, schrieb er darum an den Sohn, „daß Herr v. Heufeld, so ein lauer Christ als er, wie wir ihn alle kennen, dennoch die Anmerkung macht, daß er Dir zutraut, daß Du nach den von Deinen Eltern erhaltenen guten Grundsätzen Dich vor übler Gesellschaft hüten wirst. Eben eine dergleichen Unterredung hielt Graf Rhünburg, Oberstallmeister, dieser Tage mit mir, der eben, wie bekannt, keinen Anspruch auf Heiligkeit macht, und äußerte mir seine ängstliche Besorgnis wegen Paris, da er Dich liebt und Paris kennt, wo man sich alle Mühe geben muß, den Gefahren auszuweichen; sonderheitlich muß man alle Familiarität überhaupt, sonderheitlich mit jungen Franzosen, fliehen. Und Frauenzimmer, die ihre Versorgung suchen, stellen jungen Leuten von großem Talent erstaunlich nach, um sie ums Geld zu bringen, oder gar in ihre Falle und zum Mann zu bekommen. Gott und Deine machtbare Bernunft werden Dich bewahren. Das würde wohl mein Tod sein.“ Er selbst hatte schon 14 Jahre vorher in einem Brief an die Gemahlin seines Freundes Hagenauer folgende lebendige Charakteristik der Französinen niedergeschrieben: „Man muß nicht immer an Mannspersonen schreiben, sondern sich auch des schönen und andächtigen Geschlechtes erinnern. Ob die Frauenzimmer in Paris schön sind, kann ich Ihnen mit Grund nicht sagen, denn sie sind wider alle Natur, wie die Berchtesgadener Döcken, so gemalt, daß auch eine von Natur schöne Person durch diese garstige Zierlichkeit den Augen eines ehrlichen Deutschen unerträglich wird. Was die Andacht anbelangt, so kann ich versichern, daß man gar keine Mühe haben wird, die Wunderwerke dieser französischen Heiliginnen zu

untersuchen; die größten Wunder wirken diejenigen, die weder Jungfern, weder Frauen noch Witwen sind, und diese Wunder geschehen alle bei lebendigem Leib. Wir wollen seinerzeit klarer über diese Sache sprechen. Genug! Man hat Mühe genug, hier zu unterscheiden, wer die Frau vom Haus ist. Jeder lebt, wie er will, und (wenn Gott nicht sonderheitlich gnädig ist) so geht es dem Staat von Frankreich wie dem ehemaligen persischen Reiche. . . . Das meiste Geld wird hier auf Lukretien, die sich nicht selbst erstechen, verwandt. . . .“

Kurz bevor Wolfgang nach Paris abreiste, schrieb ihm der Vater noch einen herrlichen Brief, ein wahres Denkmal treuester Vaterliebe und Vatersorge, mit dem ich diese Studie, die Wirkung der väterlichen Erziehungsgrundsätze einer späteren Darlegung vorbehaltend, beschließen möchte. Jedes weitere Wort könnte die tiefe Ergriffenheit nur abschwächen, die der Brief im Herzen des Lesers zurükläßt.

Salzburg, den 5. Febr. 1778.

Mein lieber Sohn!

Da allem Vermuten nach dieser der letzte Brief sein kann, den Du von mir gewiß noch in Mannheim erhalten wirst, so ist er an Dich allein gerichtet. Wie schwer es mir fällt, daß ich nun weiß, daß Du Dich noch weiter von mir entfernest, kannst Du zwar Dir in etwa vorstellen, aber mit derjenigen Empfindlichkeit nicht fühlen, mit der es mir auf dem Herzen liegt. Wenn Du Dir die Mühe nehmen willst, bedächtig nachzudenken, was ich mit euch zwei Kindern in eurer arten Jugend unternommen habe, so wirst Du mich keiner Zaghaftigkeit beschuldigen, sondern mir mit allen andern das Recht widerfahren lassen, daß ich ein Mann bin und allzeit war, der das Herz hatte, alles zu wagen. Nur tat ich alles mit der menschenmöglichsten Vorsichtigkeit und Nachdenken; wider die Zufälle kann man dann nicht; denn nur Gott sieht die Zukunft voraus. Wir waren freilich bisanhero weder glücklich noch unglücklich, es war, Gott sei es gedankt, so mitten durch. Wir haben alles versucht, um Dich, und auch uns durch Dich, glücklicher zu machen und wenigstens Deine Bestimmung auf einen festen Fuß zu setzen; allein das Schicksal wollte, daß wir nicht zum Zweck kamen. Ich bin aber, wie es Dir bekannt, durch unsern letzten Schritt tief hineingesunken, und Du weißt, daß ich nun gegen 700 fl. schuldig bin, und mit meiner monatlichen Einnahme nicht weiß, wie ich nun mich, die Mama und Deine Schwester unterhalten werde, da ich jetzt gar in meinem Leben von dem Fürsten nicht einen Kreuzer zu hoffen habe. Du siehst also sonnenklar ein, daß Deiner alten Eltern und gewiß guten, Dich von ganzem Herzen liebenden Schwester zukünftiges Schicksal lediglich in Deinen Händen ist. Ich habe seit eurer Geburt und auch schon vorher, seitdem ich verheiratet bin, mir es gewiß sauer genug werden lassen, um nach

und nach einer Frau und sieben Kindern, zwei Ehehaltern und der Mama Mutter mit etlichen und 20 fl. monatlichem gewissen Einkommen Unterhalt zu verschaffen, Kindbetten, Todfälle und Krankheiten auszuhalten, welche Unkosten, wenn Du sie überlegst, Dich überzeugen werden, daß ich nicht nur allein nicht einen Kreuzer auch nur zu meinem mindesten Vergnügen angewendet, sondern ohne sonderbare Gnade Gottes, bei aller meiner Spekulation und sauern Mühe, es niemals hätte dahin bringen können, ohne Schulden zu leben: und dennoch war ich niemals in Schulden als jetzt. Ich habe dann alle meine Stunden euch zwei aufgeopfert, in der Hoffnung, es sicher dahin zu bringen, nicht nur daß ihr beide seinerzeit auf eure Versorgung Rechnung machen könntet, sondern auch mir ein geruhiges Alter zu verschaffen, Gott für die Erziehung meiner Kinder Rechenenschaft geben zu können, ohne fernere Sorge nur für mein Seelenheil sorgen und mit Ruhe meinem Tod entgegensehen zu können. Allein die Fügung und der Wille Gottes hat es so geordnet, daß ich nun erst von neuem der gewiß sauern Arbeit, Lektion zu geben, mich unterziehen muß, und zwar an einem Ort, wo diese schwere Bemühung so schlecht bezahlt wird, daß man doch alle Monate seinen und der Seinigen Unterhalt nicht herausbringt. Und dennoch muß man noch froh sein und sich eine Brustkrankheit an den Hals reden, um wenigstens doch etwas einzunehmen. Ich habe nun in Dich, mein lieber Wolfgang, nicht nur allein kein, auch nur das geringste Mißtrauen, sondern ich setze in Deine kindliche Liebe alles Vertrauen und alle Hoffnung: Es kommt nur auf Deine gesunde Vernunft, die Du gewiß hast, wenn Du sie hören willst, und auf glückliche Umstände an. Das letzte läßt sich nicht zwingen; Deine Vernunft aber wirft Du immer zu Rate ziehen, das hoffe ich, und das bitte ich Dich. Du kommst nun in eine ganz andere Welt: und Du mußt nicht glauben, daß ich aus Vorurteil Paris für einen so gefährlichen Ort halte, au contraire — ich habe aus meiner eigenen Erfahrung gar keine Ursache, Paris für so gefährlich anzusehen. Allein meine damaligen und Deine dormaligen Umstände sind himmelweit unterschieden. Wir waren in dem Hause eines Gesandten und das zweite Mal in einer geschlossenen Wohnung; ich war ein gestandener Mann, und ihr waret Kinder; ich vermied alle Bekanntschaft, und NB. sonderheitlich mit Leuten von unserer Profession floh ich alle Familiarität; denke nach, ob ich nicht das nämliche in Italien tat. Ich machte nur Bekanntschaft und suchte nur die Freundschaft mit Personen höheren Standes — und auch unter diesen nur mit gestandenen Leuten, und nicht mit jungen Burschen, und wären sie auch vom ersten Range. Ich lud niemand ein, mich in meiner Wohnung öfters zu besuchen, um in meiner Freiheit zu bleiben, und hielt es immer für vernünftiger, andere, wenn's mir gelegen, zu besuchen. Denn gefällt mir der Mann nicht, oder ich habe Arbeit und Verrichtung, so kann ich wegbleiben — im Gegenteile: kommen die Leute zu mir und sind von schlechter Aufführung, so weiß ich nicht, wie ich sie loswerde; und oft eine mir sonst nicht unangenehme Person hindert mich an meiner notwendigen Arbeit. Du bist ein junger Mensch von 22 Jahren; hier ist also keine Ernsthaftigkeit des Alters, die einen jungen

Dürfsen, wessen Standes er auch immer sein mag, — einen Aventurier, einen Schwertmacher — einen Betrüger — er mag alt oder jung sein, abhalten könnte, Deine Freundschaft und Bekanntschaft zu suchen, um Dich in seine Gesellschaft, und dann nach und nach in seine Absicht zu ziehen. Man kommt so ganz unvermerkt hinein, und weiß alsdann nicht mehr zurück. Vom Frauenzimmer will ich gar nicht einmal sprechen, denn da braucht es die größte Zurückhaltung und alle Vernunft, da die Natur selbst unser Feind ist, und wer da zur nötigen Zurückhaltung nicht alle seine Vernunft ausbietet, wird sie alsdann umsonst anstrengen, sich aus dem Labyrinth herauszuhelfen; ein Unglück, das meistens erst mit dem Tod endet. Wie blind man aber oft durch anfangs nichts zu bedeuten habende Scherze, Schmeicheleien, Spässe usw. anlaufen kann, worüber sich die nach der Hand erwachende Vernunft schämt, magst Du vielleicht selbst schon ein wenig erfahren haben; ich will Dir keinen Vorwurf machen. Ich weiß, daß Du mich nicht allein als Deinen Vater, sondern auch als Deinen gewissensten und sichersten Freund liebest; daß Du weißt und einsehst, daß unser Glück und Unglück, ja mein längeres Leben, oder auch mein baldiger Tod, nächst Gott sozusagen in Deinen Händen ist. Wenn ich Dich kenne, so habe ich nichts als Vergnügen zu hoffen, was mich in Deiner Abwesenheit, da ich der väterlichen Freude, Dich zu hören, Dich zu sehen und zu umarmen beraubt bin, allein noch trösten muß. Lebe als ein guter katholischer Christ, liebe und fürchte Gott, bete mit Andacht und Vertrauen zu ihm mit voller Inbrunst, und führe einen so christlichen Lebenswandel, daß, wenn ich Dich nicht mehr sehen sollte, meine Todesstunde nicht angstvoll sein möge. Ich gebe Dir von Herzen den väterlichen Segen und bin bis in den Tod Dein getreuer Vater und sicherster Freund

Leopold Mozart.

Josef Breitmaier S. J.